

Fußball – ein Frauensport? Transatlantische Sportkulturen im Vergleich

Anhand einer Gegenüberstellung der US-amerikanischen und der deutschen Fußballkulturen untersuche ich in diesem Beitrag, inwiefern Fußball in den jeweiligen nationalen Kontexten hegemoniale Geschlechterdiskurse reproduziert bzw. modifiziert. Da die Situation in der BRD in den anderen Beiträgen bereits umfassend analysiert wurde, konzentriere ich mich in erster Linie auf die USA. Mein theoretischer Zugang zum Thema Sport ist dabei vor allem durch die Arbeiten Robert Connells, Judith Butlers und Pierre Bourdieus geprägt. Ich verstehe Fußball also als eine gesellschaftliche Praxis oder *performance*, die zur Konstruktion von Geschlecht beiträgt, und frage in Anlehnung an Connell, inwiefern Sport speziell hegemoniale Geschlechterdiskurse stabilisiert bzw. verändert. Dabei versuche ich gleichzeitig zu berücksichtigen, wie Fußball (nach Bourdieu) als Distinktionsmerkmal bestimmter sozialer Gruppen fungiert oder – im Sinne von *Critical Whiteness Studies* und *Queer Theory* – dazu dient, weiße und Hetero-Privilegien zu verteidigen bzw. in Frage zu stellen.

Mein Aufsatz besteht aus fünf Teilen. Ich gehe zunächst auf die wachsende Bedeutung von Frauen im deutschen Fußball ein und stelle danach die Spezifik der US-amerikanischen Fußballkultur dar. Im dritten Teil frage ich anschließend danach, ob und inwiefern der US-amerikanische Fußball als ‚Frauensport‘ bezeichnet werden kann, und inwiefern dies Geschlechterstereotypen destabilisiert. Der vierte Teil erörtert kurz, wie und bis zu welchem Grad Fußball in den Vereinigten Staaten zur Herausbildung ‚neuer Männlichkeiten‘ beiträgt. Ich schließe mit einem vorläufigen Fazit.

1 Veränderungen im deutschen Fußball

Frauen spielen im bundesdeutschen Fußball in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine zunehmend wichtige Rolle, und zwar in mindestens drei verschiedenen Funktionen: als Zuschauerinnen, Kommentatorinnen und Sportlerinnen. Sowohl beim Stadion- als auch beim Fernsehpublikum stellen Frauen heute einen deutlich höheren Anteil als noch vor 10 Jahren, laut Angaben von Sülzle

und Selmer etwa 20-30% bei Sportereignissen (Sülzle 2007, 54) und etwa 30% bei Fernsehübertragungen (Selmer 2004, 136). Der DFB und viele Vereine haben Zuschauerinnen als wichtige Zielgruppe erkannt, was sich unter anderem in Stadionumbauten und einer damit einhergehenden Veränderung der Atmosphäre bei Fußballspielen ausdrückt (Selmer 2004, 139 f). Diese Entwicklungen werden aber von vielen männlichen Zuschauern abgelehnt, die Frauen häufig für die angebliche ‚Korruption‘ des Sports durch ökonomische Interessen verantwortlich machen (vgl. Selmer 2004, 134, 142). Auch die zunehmende Präsenz junger weiblicher Fans, die unter anderem aufgrund der Stilisierung der Bundesliga zur ‚Boygroupp‘ durch *Bravo* und *Bild*-Zeitung den Weg ins Stadion gefunden haben, wird häufig von männlicher Seite als Zeichen des Niedergangs der ‚wahren‘ Sportkultur beklagt oder zumindest spöttisch-herablassend kommentiert (Selmer/Sülzle 2006, 129).

Ein interessanter Effekt ergibt sich derzeit aus der Nähe insbesondere der Männer-Nationalmannschaft zur Politik. Bekanntermaßen lassen sich männliche Regierungschefs gern mit siegreichen Nationalmannschaften ins Bild setzen, partizipieren sie so doch symbolisch an den angeblichen Tugenden des Sports wie Fairness, Chancengleichheit, leistungsbezogener Belohnung usw. Last not least zertifiziert eine enge Verbindung zum Sport auch ihre Virilität. Die Politiker profitieren dabei, so Markus Pinter und Georg Spitaler, „von der ausgesprochen *sichtbaren Darstellung von Führung und <Macht>*, von Normbildern tatkräftiger Männlichkeit“ (Pinter/Spitaler 2006, 162, Hervorh. im Original). Der Männer-Nationalmannschaft wird mit solchen Fototerminen metonymisch signalisiert, die ganze Bevölkerung stehe an ihrer Seite.

Was also sind die rhetorischen Effekte eines Bildes, das Angela Merkel bei der WM 2006 mit der Herren-Nationalmannschaft zeigt – quasi Schulter an Schulter mit Gerald Asamoah?¹ Wird Angela Merkel in dieser Konstellation symbolisch vermännlicht, unterstreicht also die Verbindung zur Nationalmannschaft ihre Autorität? Kann eine Bundeskanzlerin andererseits den Status einer Männer-Nationalmannschaft ebenso erhöhen wie ihre männlichen Vorgänger? Auf alle Fälle macht das Foto auf der Titelseite der *Berliner Zeitung* vom 7. Juni 2006, auch im Zusammenhang mit der Bildüberschrift („Überraschungsgast“), klar, dass das Männerbündische des Fußballs (Kreisky 2006, 32-34) nicht mehr so reibungslos funktioniert wie zuvor. Indem es die Selbstverständlichkeit bestimmter ‚Entsprechungen‘ in Frage stellt, beleuchtet es homosoziale Strukturen im Fußball, die zuvor ‚natürlich‘ und damit normativ wirkten.

Der zweite wichtige Bereich betrifft die zunehmende Sichtbarkeit von Frauen als Fußballexpertinnen, vor allem im Fernsehen. Neue mediale Repräsentationen des Sports – Stichwort: *ran* statt Sportschau alten Typs – schreiben auch einigen Journalistinnen (Monica Lierhaus, Anne Will, u.a.) Fußballkompetenz zu und diversifizieren so die ‚Gesichter‘ des Sports (Selmer 2004, 135 f). Dieser Trend ist eng mit der Bedeutung des weiblichen Publikums verknüpft. Nichtsdestotrotz bleibt Fußballberichterstattung sowohl in den Printmedien als auch im Fernsehen noch ganz überwiegend Männersache.

Als dritter einflussreicher Faktor wären die Erfolge der Frauen-Nationalmannschaft zu nennen, die bei internationalen Wettbewerben deutlich besser abschnitt als die Männer (Weltmeisterinnen 2003 und 2007, usw.). Dies führte bei einem – zugegebenermaßen kleinen – Teil des Fußballpublikums zu ganz neuartigen Effekten. So zeigte ein im Berliner *Tagesspiegel* vom 1. April 2008 veröffentlichtes Foto drei Mädchen, die bei einem Europameisterschafts-Qualifikationsspiel der Herren Plakate mit der Aufschrift „Macht’s wie die Frauen“ hochhielten. Eine Sichtweise, die weibliche Leistungen als Maßstab für die der Männer ansetzt, ist bisher im Sport eher selten. Wie sich zeigte, konnte die Mannschaft von Joachim Löw und Michael Ballack 2008 einem solch hohen Anspruch nicht ganz gerecht werden.

Allein die unterschiedliche Aufmerksamkeit, die Männer- und Frauen-Nationalmannschaften entgegengebracht wird, bestätigt aber den fortdauernden Androzentrismus im deutschen Fußball. Zwar haben sich nun auch der *DFB* und die Politik Mädchenförderung auf ihre Fahnen geschrieben, wie u.a. Claudia Kugelman anmerkt (Kugelman 2007, 50), aber die Sprache des deutschen Fußballs ist nach wie vor maskulinistisch, wie Eva Kreisky ausführt (Kreisky 2006a, 32 ff). Die Forschungen von Nicole Selmer und Almut Sülzle demonstrieren, dass sexistische Denkweisen immer noch einen festen Bestandteil der Fußball-Fankultur bilden. Auf den Trainerbänken und in den Vorstandsetagen der Fußballverbände sind Frauen bisher so gut wie gar nicht vertreten. Der deutsche Fußball kann daher mit Kreisky und Spitaler auch heute noch als „Arena der Männlichkeit“ bezeichnet werden (Kreisky/Spitaler 2006).

2 Besonderheiten des Fußballs in den USA

Die Situation in den USA (und zu einem gewissen Grad auch in Kanada) unterscheidet sich bereits dadurch von den Sportkulturen vieler anderer Länder, dass Fußball dort keine hegemoniale Sportart ist. Der Sport hat nicht annähernd die Bedeutung wie die „großen Dreieinhalb“: Baseball, Football, Basketball, und in etwas geringerem Umfang Eishockey (Markovits/ Hellerman 1997, 209). Er wird sogar von einem Teil der Sportjournalisten als „unamerikanisch“ abgelehnt (Foer 2005, 241 ff). Mit etwa 15 000 Zuschauerinnen und Zuschauern pro Spiel kann sich die Männer-Profiliga *Major League Soccer (MLS)* kaum mit der *Major League Baseball*, der *National Football League*, der *National Basketball Association* und der *National Hockey League* messen. Außerhalb sportlicher Großereignisse wie den Olympischen Spielen oder der Fußball-Weltmeisterschaft, die auch in den USA verstärkt wahrgenommen werden, liegt die Präsenz des Sports im amerikanischen Fernsehen, wie Andrei Markovits sarkastisch anmerkt, „im Bereich solch absonderlicher Disziplinen wie Traktorziehen, Skateboard-Rennen oder Tiefsee-Wettangeln, in manchen Fällen sogar darunter“ (Markovits 2006, 28).

Dennoch hat sich die Männer-Nationalmannschaft international mittlerweile einigen Respekt erarbeitet. Sowohl ihre Leistungen als auch ihre Popularität werden allerdings von denen der Frauen-Nationalmannschaft, dem so genann-

ten *Team USA*, eindeutig in den Schatten gestellt. Die Frauen gewannen sowohl die Weltmeisterschaft 1999 im eigenen Land als auch olympisches Gold in den Jahren 1996, 2004 und 2008; im Jahr 2000 erreichten sie Silber. Sportlerinnen wie Mia Hamm, Julie Foudy und Brandi Chastein wurden dadurch zu „Crossover-Stars“, wie Markovits es nennt: Sie sprachen auch ein männliches Publikum an (Markovits 2006, 258). Wie Jean Williams anmerkt, schienen die Athletinnen ur-amerikanische Werte („All-American values“) zu symbolisieren (Williams 2007, 67). Mia Hamm wurde so bekannt, dass *Nike* sie in einem Werbespot gegen Michael Jordan antreten ließ. Sogar eine Barbiepuppe wurde anlässlich der Frauen-WM 1999 nach ihr benannt. Als sie ihre aktive Karriere beendete, war Mia Hamm mit 158 Toren laut Dave Zirin in internationalen Wettbewerben die beste Torjägerin aller Zeiten; an diesen Rekord kam auch kein männlicher Fußballer heran (Zirin 2005, 190). Die Frauen Fußball-Profliga *WUSA* musste allerdings mangels Sponsorengeldern den Betrieb einstellen, und die Popularität des Frauenfußballs scheint unter dem Karriereende vieler *Team USA*-Stars im Jahr 2004 insgesamt gelitten zu haben. Es bleibt abzuwarten, welche Auswirkungen die im März 2009 neu startende *WPS (Women's Professional Soccer)*-Liga haben wird.

Von mindestens ebenso großer Bedeutung wie die Prominenz des *Team USA* und seiner Stars ist die Beliebtheit des Fußballs als Breitensport. Sowohl an den Colleges als auch im Freizeitsport ist Fußball fest etabliert; *soccer* stellt die wichtigste Kinder- und Jugendsportart dar (Zirin 2007, 74). 88% aller Colleges und Universitäten bieten derzeit Frauen-Fußballprogramme an; 1977 waren es nur 2,8% (Zirin 2005, 191). Dieser enorme Anstieg wurde durch „Title IX“ ermöglicht, eine 1972 verabschiedete Bestimmung der Bürgerrechtsgesetzgebung, die Hochschulen dazu verpflichtete, für ihre Frauen-Sportprogramme genauso viel Geld auszugeben wie für Männersport. Da nur wenige Colleges Frauen-Football oder -Baseballprogramme auflegten, kam der Zuwachs vor allem dem Frauenfußball, Basketball und Volleyball zugute. Obwohl Frauen und Mädchen im Schul- und Hochschulsport noch immer keine Gleichberechtigung mit Jungen und Männern erreicht haben, nahmen 2005 immerhin 150 000 von ihnen an College-Sportprogrammen teil – etwa fünf Mal so viele wie vor der Umsetzung von Title IX (Zirin 2005, 188).

Außerhalb des schulischen und universitären Umfelds geht der Erfolg von Fußball als Breitensport vor allem auf die Bemühungen der früheren Männer-Profliga *North American Soccer League* zurück, Fußball durch Nachwuchssportprogramme in der US-amerikanischen Alltagskultur zu verankern. 1995 spielten mehr unter 12-Jährige Fußball als Baseball oder Football; im Jahr 2002 waren laut Franklin Foer 1,3 Millionen mehr Kinder beim Fußball als beim Baseball aktiv (Foer 2004, 244). Der Generalsekretär der *United States Soccer Federation* bezeichnete 1996 sogar 45 Millionen US-Amerikanerinnen und -Amerikaner, etwa 20% der Bevölkerung, als *Soccer Americans* – 18 Millionen Aktive, davon 70% unter 18, und 27 Millionen „beteiligte Familienmitglieder“, die die Kinder zu Spielen und zum Training führen und den Nachwuchs auf dem Spielfeld anfeuerten (Andrews/ Pitter/ Zwick/ Ambrose 2003, 201).

Die Jugendlichen, in denen der Anteil der weiblichen Aktiven etwa 40% beträgt – eine Zahl, die den US-amerikanischen Fußball in allen Altersklassen charakterisiert – versuchen sich vor allen Dingen von Sportarten wie Football abzugrenzen, die durch Gewaltausübung und ein hohes Verletzungsrisiko gekennzeichnet sind. Fußball soll im Gegensatz dazu ein vergleichsweise sicheres sportliches Umfeld bieten und Gewalt *nicht* als legitimes Mittel in Auseinandersetzungen propagieren.

Die Kinder- und Jugendlichen setzen sich daher programmatisch von der Maxime des „Gewinnens um jeden Preis“ ab. So gab Dick Wilson, Direktor der *American Youth Soccer Organization (AYSO)*, zu Protokoll: „Wir möchten dem Kind eine Chance geben, in einer weniger wettbewerbsorientierten, nicht nur auf das Gewinnen ausgerichteten Atmosphäre mitzuspielen“ (Foer 2004, 237 f).² AYSO stellt also den Spaß am Sport über Leistungsorientierung. Jeder Spieler und jede Spielerin muss mindestens die Hälfte der Spielzeit eingesetzt werden, („Everyone Plays“); die einzigen Voraussetzungen für die Aufnahme in eine Mannschaft sind „Interesse und Enthusiasmus“. Manche Jugendlichen vergeben Trophäen für die Teilnahme statt für den Sieg. Andere veröffentlichen keine Spielergebnisse oder verzichten sogar darauf, die erzielten Tore zu zählen (Foer 2004, 238). Weiterhin fordert AYSO von den Trainern und Trainerinnen „positives Coaching“, d.h. die Motivation von Spielern und Spielerinnen durch Lob statt Tadel, und von den Aktiven gegenseitigen Respekt und Fairness.

Die Organisation hat auch ein so genanntes „Very Important Player“-Programm für Kinder und Jugendliche mit Down-Syndrom oder anderen „speziellen Bedürfnissen“ institutionalisiert, an dem derzeit 1500 Fußballer und Fußballerinnen teilnehmen. Die Definition von Fußball als einer „Familienangelegenheit“ unterläuft darüber hinaus die homosoziale Exklusivität die Fußballkulturen andernorts häufig auszeichnet (vgl. Selmer 2004, 240).³

Insbesondere im Breitensportbereich scheint also die Art und Weise, wie Fußball in den USA betrieben wird, viele Anregungen feministischer Sportwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler für eine sportliche Praxis aufzugreifen, die zum Abbau von Geschlechterhierarchien beiträgt, statt sie zu zementieren. Aber kann der US-amerikanische Fußball deshalb als „Frauensport“ bezeichnet werden?

3 Fußball – ein Frauensport?

In einem 2006 erschienenen Aufsatz hat Markovits Fußball in den USA als „prominenten Ort der Feminisierung“ bezeichnet (Markovits 2006, 255). Er stützt diese These u.a. mit dem Bekanntheitsgrad des *Team USA* und seiner wichtigsten Spielerinnen, dem hohen weiblichen Anteil bei den Aktiven, und der Tatsache, dass in den USA auch wichtige Spiele der Männer von Sportjournalistinnen kommentiert werden (Markovits 2006, 258). Die Wahrnehmung, dass der amerikanische Fußball weiblich dominiert ist, wird auch von Anderen geteilt. So erregte sich der Radiomoderator Jim Rome (aus einer ganz anderen Perspektive als der Markovits): „Mein Sohn spielt *nicht* Fußball. Eher würde

ich ihm Schlittschuhe und eine glitzernde, paillettenbesetzte Bluse in die Hand drücken als einen Fußball“ (Foer 2004, 242).⁴ Fußball erscheint hier als ‚weiblicher‘ oder zumindest hegemoniale Männlichkeit gefährdender als Eiskunstlauf, ein traditionell ‚weiblich‘ codierter Sport.

Es ist unbestritten, dass Frauenfußball in den USA eine größere Rolle spielt als in vielen anderen Nationen, und dass die Vereinigten Staaten in diesem Bereich international führend sind. So weist Rosa Diketmüller darauf hin, dass der globale Aufschwung des Frauenfußballs in den 1980er und 1990er Jahren von den Vereinigten Staaten ausging, und dass dort im internationalen Maßstab sehr viele Frauen den Sport aktiv betreiben (Diketmüller 2006, 353, 355).

Dennoch möchte ich Markovits' These widersprechen, nicht nur, weil ich den Begriff „Feminisierung“ in diesem Zusammenhang für problematisch halte. Er impliziert meiner Meinung nach, dass Fußball ‚eigentlich‘ Männersache sei. Wie Matthias Marschik dazu in einem anderen Zusammenhang schreibt:

Was die Analysen des Fußballs und des Sports (...) charakterisiert, ist der männliche Maßstab. Frauen sind es, die hinzutreten, mitmachen, sukzessive Räume erobern oder sogar eigene Orte abstecken, ohne Einfluss auf die tradiert-männliche Ordnung des Sports zu erringen. (Marschik 2006, 58)

Ich möchte noch einmal daran erinnern, dass 40% der Aktiven Frauen und Mädchen sind, zumindest von einer zahlenmäßigen weiblichen Dominanz also keine Rede sein kann. Außerdem sind nur die Jugendlichen gemischt-geschlechtlich organisiert; spätestens ab dem College greift die Geschlechtersegregation, die den organisierten Sport insgesamt auszeichnet. Diese kategorische Geschlechtertrennung, die in anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Politik oder Wirtschaft heute undenkbar wäre, reproduziert binäre Geschlechtermodelle, speziell die Annahme, wie Susan Birrell und Cheryl L. Cole ausführen,

(...) dass es zwei und nur zwei offensichtlich universelle, natürliche, bipolare, sich gegenseitig ausschließende Geschlechter gibt, die zwangsläufig mit stabilen Geschlechteridentitäten und geschlechtsspezifischem Verhalten korrespondieren. (Birrell/ Cole 2000, 281)⁵

Obwohl sie in bestimmten Zusammenhängen für Frauen auch politische Vorteile bieten kann, stützt diese Geschlechtersegregation in Verbindung mit der biologistischen Rhetorik der Sportberichterstattung die Annahme ‚natürlicher‘ männlicher Überlegenheit und naturalisiert so gesellschaftliche Dominanzstrukturen.

Allerdings gibt es im Freizeitsport auch hier Ansätze zu Veränderungen. Williams weist in diesem Zusammenhang auf den so genannten *Co-ed soccer* hin, in dem gemischt-geschlechtliche Mannschaften Erwachsener gegeneinander antreten. Die *United States Adult Soccer Association (USASA)* etablierte 1999 sogar einen *COED CUP* (Williams 2007, 66).

Von zentraler Bedeutung für die Frage, ob US-amerikanischer Fußball hegemoniale Geschlechterdiskurse hinterfragt oder modifiziert, ist die mediale Darstellung der Sportlerinnen. Einige Geschlechterforscherinnen sind der Ansicht, dass Athletinnen durch ihre Kraft, Schnelligkeit usw. hegemoniale Weiblichkeitsdiskurse grundsätzlich durchkreuzen und umschreiben. So argumentiert etwa Judith Butler:

Frauensport stellt in Frage, was wir als idealisierte weibliche Morphologien als gegeben voraussetzen. Frauensport hat in der Tat die Fähigkeit, Geschlechterideale zu reartikulieren, so dass die Körper sehr athletischer Frauen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als außerhalb der Norm angesehen werden (zu viel, zu männlich, sogar monströs) im Lauf der Zeit ein neues Ideal von Kompetenz und Anmut, einen Standard für weibliche Leistung darstellen können. (Butler 1998, 104)⁶

Eine solche Reformulierung von Weiblichkeit liegt z.B. in einer Werbung für die WM 1999 vor, die den Satz „Sugar and spice and bone-jarring slide tackles, that’s what little girls are made of“ über ein Foto zweier um den Ball kämpfender Spielerinnen legt. Frei übersetzt hieße der Text etwa: „Zucker und Gewürze (symbolisch etwa: Alles Süße) und Grätschen, bei denen die Knochen aufeinanderkrachen, daraus sind kleine Mädchen gemacht“. Die Anzeige durchbricht das Gebot weiblicher Gewaltlosigkeit und stellt Kontaktsport als ebenso weiblich dar wie klassische Zuschreibungen, die Attraktivität mit Harmlosigkeit gleichsetzen. Das Foto der beiden Athletinnen ironisiert dabei die diminutive Imagination von Weiblichkeit im Text („little girls“).

Solche Darstellungen von Fußballerinnen sind aber selten. Vielmehr tragen, so würde ich argumentieren, die Sexualisierung und Heterosexualisierung der Sportlerinnen (Griffin 1992) in den Medien dazu bei, ihre Körper wieder dem männlichen Blick zu unterwerfen und so ihr ‚Bedrohungspotenzial‘ einzudämmen. Dies zeigt sich z.B. daran, dass das meist verbreitete Foto der WM 1999 Brandi Chastein im Sport-BH zeigte, nachdem sie ihr Trikot in der Freude über ihren Siegtreffer – wie bei den Männern üblich – über den Kopf gezogen hatte (Markovits 2006, 55).

Fußballerinnen werden daneben dazu angehalten, lange Haare zu tragen, da Kurzhaarfrisuren bei Frauen aus der Sicht mancher Sportfunktionäre mit Homosexualität assoziiert werden (Lenskyj 2003, 36). Was M.J. Veri als „Zwangsheterovisualität“ („compulsory heterovisuality“) (Veri 1999) beschrieben hat, wird so auch in Sportarten durchgesetzt, die geeignet scheinen, Weiblichkeitsstereotypen zu unterminieren. Profi-Sportlerinnen durchliefen zumindest früher routinemäßig eine so genannte „charm school“, in der sie in Schminktechniken und anderen Darstellungsweisen angeblich traditioneller Weiblichkeit unterwiesen wurden. Wie Kate Russell feststellt, fungiert „Weiblichkeit“ insbesondere im Sport als Codewort für Heterosexualität (Russell 113). Obwohl Profi-Fußballerinnen häufig eine gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung unterstellt wird, hat sich bisher, so weit ich das beurteilen kann, im Rahmen

des US-amerikanischen Fußballs keine lesbische Fan(sub)kultur wie etwa beim Softball herausgebildet.

Schließlich hat auch die Sichtbarkeit der weiblichen Fußballstars in der amerikanischen Medienlandschaft doch deutliche Grenzen. Als Mia Hamm ihre Karriere beendete, war das Schweigen, mit dem ihr Abgang aufgenommen wurde, wie Zirin schreibt, „ohrenbetäubend“. Die Berichte, in denen ihre außerordentliche Leistung gewürdigt wurde, verwiesen im Zusammenhang mit ihrem Karriereende unweigerlich auf ihre Heirat mit dem Baseballspieler Nomar Garciaparra (Zirin 2005, 190).

In vielen Fällen wird Fußball in den USA gar nicht in erster Linie mit den Athletinnen, sondern mit einem anderen Weiblichkeitsbild, der so genannten *soccer mom* (etwa: Fußballmutter) identifiziert. Dieses Stereotyp bezeichnet nicht etwa eine Frau in mittleren Jahren, die den Sport für sich entdeckt hat, sondern die Mutter fußballspielender Kinder, die sie in ihrem Kombi zu den Spielen oder zum Training chauffiert. Sie entstammt angeblich der (oberen) Mittelklasse, lebt in den Vorstädten, ist übertrieben fürsorglich, und hat zwar einen Universitätsabschluss, aber eigentlich keine Ahnung von Fußball. In ihrer Charakterisierung verbinden sich anti-intellektuelle und Anti-Ostküstenressentiments mit einer Diffamierung von Mütterlichkeit, die in den USA eine lange Tradition hat.

Aus diesen Gründen scheint es mir fraglich, ob der US-amerikanische Fußball als „Frauensport“ bezeichnet werden kann, eine Skepsis, die von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geteilt wird. Wie Jean Williams schreibt, ist der Frauenfußball auch in den USA nach wie vor „separate and unequal“ – getrennt und nicht gleich, was Ressourcen, TeilnehmerInnenzahlen und Prestige angeht (Williams 2007, 66). Darüber hinaus spielt es eine nicht unwesentliche Rolle, von *welchen* Frauen in Zusammenhang mit Fußball die Rede ist. Im Gegensatz zur Bundesrepublik ist Fußball in den USA eine Sportart, die vor allem von Kindern und Jugendlichen der Mittel- und Oberklasse ausgeübt wird (Foer 2004, 239). Wenn aber fußballerische Fähigkeiten und Kenntnisse, mit Bourdieu gesprochen, eine Form kulturellen Kapitals darstellen, mit dem sich die BesitzerInnen z.B. von Arbeiterinnen und Arbeitern absetzen, relativiert dies in gewisser Hinsicht die politische Brisanz des Sports.

Ähnlich verhält es sich mit der Kategorie Ethnizität bzw. ‚*race*‘. Fußball ist in den USA ein weitgehend ‚weißer‘ Sport (Andrews/ Pitter/ Zwick/ Ambrose 2003), auch wenn einige Kommentatoren prophezeien, dies werde sich aufgrund der schnell wachsenden Gruppe der *Hispanics*, von denen wiederum viele *Männer* Fußball spielen, in nächster Zukunft ändern. Fungieren reduzierte Geschlechterhierarchien, wie sie den amerikanischen Fußball kennzeichnen, gleichzeitig als Ausdruck weißer Privilegien, reduziert dies ihre produktive politische Wirkung deutlich. Auf Mechanismen der Heterosexualisierung habe ich bereits hingewiesen. Die Propagierung von *family values* im Rahmen der Jugendlichen, in den USA eine Chiffre für konservative bis reaktionäre Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse, lässt in dieser Hinsicht nichts Gutes erwarten (Andrews/ Pitter/ Zwick/ Ambrose 2003, 213).

Es geht mir hier keinesfalls darum, die positiven kulturellen und politischen Auswirkungen weiblicher Präsenz im US-amerikanischen Fußball in Abrede zu stellen. Es ist unbestreitbar, dass die in Teil Zwei skizzierte Konstellation zu einer Neuformulierung etablierter Geschlechterbilder auf eine Weise beiträgt, von der wir in der Bundesrepublik noch weit entfernt sind. Meiner Meinung nach ist es aber unerlässlich, aus einer intersektionalen Perspektive auch auf die Grenzen des geschlechterpolitischen Innovationspotenzials einer Sportart hinzuweisen, die keineswegs alle US-amerikanischen Frauen gleichermaßen anspricht.

4 Neue Männer durch Fußball?

Wenn also Weiblichkeit durch den US-amerikanischen Fußball nur in mancher Hinsicht produktiv neu gefasst wird, wie verhält es sich dann mit Männlichkeit? Finden hier auch interessante Neuverhandlungen hegemonialer Diskurse statt? Einerseits stellt die Art, wie Fußball in den USA als Kinder- und Jugendsport betrieben wird, durchaus zentrale Bestandteile hegemonialer Männlichkeitsdiskurse in Frage: die Leistungsorientierung, die Fixierung auf das Gewinnen, die Legitimität von Gewaltanwendung und die Konzeptualisierung des männlichen Körpers als Waffe, die Michael Messner und Donald Sabo als zentral für hegemoniale Sportkulturen beschreiben (Messner/Sabo 1994, 89 ff).

Folgt frau andererseits der Argumentation Michael Mandelbaums, Fußball sei wie Basketball ein „post-industrieller“ Sport, in dem Erfolg auf ähnlichen Fähigkeiten basiere wie im zeitgenössischen Berufsleben – Teamfähigkeit, Flexibilität, Vielseitigkeit, spontane Koordination, Entscheidungsfreude, etc. (Mandelbaum 2004, 199 ff) –, dann kann die Reformulierung von Männlichkeit im amerikanischen Fußball als Modernisierungsprozess verstanden werden, der eine neue Form hegemonialer Männlichkeit etabliert – mit Robert Connell als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis“ verstanden,

welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll). (Connell 2000, 98)

Zweifelsohne stellen Fußball- gegenüber Footballmännlichkeiten aus geschlechterpolitischer Sicht einen Fortschritt dar. Wenn aber die sich herausbildenden Männlichkeiten in erster Linie auf die Ausbildung von Kompetenzen zielen, die sich in einer kapitalistischen Informationsgesellschaft besonders gut ökonomisch verwerten lassen, dann ist ihr Widerstandspotential in der Tat begrenzt. In Bezug auf ‚race‘ und Klasse gilt darüber hinaus das Gleiche wie für den Frauenfußball.

5 Fazit und Ausblick

Meine Antwort auf die Frage, inwiefern der US-amerikanische Fußball hegemoniale Geschlechterbilder revidiert, lässt sich vielleicht durch einen Rekurs auf die *Soccer Barbie* kurz zusammenfassen. Die Puppe verweist einmal auf die Sichtbarkeit von Sportlerinnen wie Mia Hamm, die in der zeitgenössischen US-amerikanischen Kultur ikonischen Status erreicht und damit vielen Frauen und Mädchen neue Handlungsräume eröffnet haben. Ein neues Körperbild zeigt sich etwa an Barbies nun nicht mehr automatisch für hochhackige Schuhe ausgelegten Füßen. Der in der Originalverpackung beiliegende Sportdrink trägt ein „Power“-Etikett, und die Art, wie der mitgelieferte Fußball präsentiert wird, suggeriert Angriffslust und Dynamik. Die auf der Vorderseite der Packung angebrachte Behauptung: „I can really kick and throw like Mia Hamm!“ („Ich kann wirklich wie Mia Hamm kicken und werfen!“) und die Beschreibung auf der Rückseite, wie dies zu bewerkstelligen sei, weisen allerdings auf gewisse Differenzen zwischen dem Bewegungsrepertoire einer Barbiepuppe und dem einer Sportlerin hin. Dies kann einerseits mit Butler als Veränderung hegemonialer Geschlechterdiskurse gelesen werden, stellt andererseits aber nur einen bescheidenen kinetischen Fortschritt dar.

Gleichzeitig verweisen die Körperproportionen, das lange blonde Haar, das vergleichsweise eng anliegende Trikot und die Drehung des Kopfes zum Betrachter bzw. der Betrachterin statt zum Ball nach wie vor auf die Zurichtung für den männlichen Blick. Einem Foto von Mia Hamm in Aktion direkt gegenübergestellt, unterscheidet sich die *Soccer Barbie* von ihrem Vorbild nicht nur in der Haarfarbe (blond statt braun) und der Rückennummer, sondern auch in der Position: Barbie ist explizit als Torhüterin gekleidet und wird mit Tor geliefert. *Soccer Barbie* ist ‚natürlich‘ weiß und durch Körperform und Garderobe mindestens der Mittelklasse zugeordnet. Schließlich handelt es sich bei ihr um eine Ware, die hauptsächlich den Gewinn eines multinationalen Konzerns steigern soll.

Insgesamt hat sich der US-amerikanische Frauenfußball ein Stück weit erfolgreicher in den ‚Mainstream‘ eingeschrieben als hierzulande. Es wäre aber übertrieben, ihn als „Frauensport“ zu charakterisieren, geschweige denn zu erwarten, dass er gegen die hegemonialen Geschlechterdiskurse mehr als nur gelegentlich ein Match gewinnt.

Anmerkungen

- 1 Zur Leugnung von Rassismus im Rahmen eines angeblich ‚neuen‘ deutschen Nationalismus während der Herren-WM 2006 vgl. Dembowski 2007.
- 2 „We would like to provide the child a chance to participate in a less competitive, win-oriented atmosphere“ (eigene Übersetzung, E.B.).
- 3 Homosoziale Beziehungen, d.h. Beziehungen zwischen Männern, die als nicht sexuell definiert werden, strukturieren patriarchale Gesellschaften. Im Männerfußball betrifft dies etwa Beziehungen zwischen Trainern und Spielern, zwischen Teammitgliedern, zwischen männlichen Fans und dem Team, zwischen Vereinspräsidenten und Sportreportern, usw.
- 4 „My son is not playing soccer. I will hand him ice skates and a shimmering sequined blouse before I hand him a soccer ball“ (eigene Übersetzung, E.B.).
- 5 „... that there are two and only two, obviously universal, natural, bipolar, mutually exclusive sexes which necessarily correspond to stable gender identity and gendered behavior“ (eigene Übersetzung, E.B.).
- 6 „... women’s sports (...) call into question what we take for granted as idealized feminine morphologies. Indeed, women’s sports have the power to rearticulate gender ideals such that those very athletic women’s bodies that, at one time, are considered outside the norm (too much, too masculine, even monstrous), can come, over time, to constitute a new ideal of accomplishment and grace, a standard for women’s achievement“ (eigene Übersetzung, E.B.).

Literatur

- ANDREWS, DAVID L./ ROBERT PITTER/ DETLEV ZWICK/ DARREN AMBROSE (2003) „Soccer, Race and Suburban Space.“ *Sporting Dystopias. The Making and Meanings of Urban Sport Cultures*. Hg. Ralph C. Wilcox/ David L. Andrews/ Robert Pitter/ Richard L. Irwin. Albany/New York: SUNY Press, 197-220.
- BIRRELL, SUSAN/ MARY G. McDONALD (2000) Hg. *Reading Sport: Critical Essays on Power and Representation*. Boston: Northeastern UP.
- BOURDIEU, PIERRE (1996) *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BUTLER, JUDITH (1998) „Athletic Genders: Hyberbolic Instance and/or the Overcoming of Sexual Binarism.“ *Stanford Humanities Review* 6.2: 103-111.
- BUTLER, JUDITH (1990) *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- CONNELL, ROBERT W. (2000) *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske und Budrich.
- DEMBOWSKI, GERD (2007) „Alles Party oder was? Stichworte zu nationaler Ideologieproduktion zur WM 2006 in Deutschland.“ *SportZeiten* 7.2: 111-123.
- DIKETMÜLLER, ROSA (2006) „Frauenfußball – ein Paradigmenwechsel?“ *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 347-65.
- EISENBERG, CHRISTIANE (1997) Hg. *Fußball, soccer, calcio: Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*. München: dtv.
- FOER, FRANKLIN (2004) *How Soccer Explains the World: An Unlikely Theory of Globalization*. New York: Harper.
- GDAWIETZ, GREGOR/ ULRIKE KRAUS (2007) Hg. *Die Zukunft des Fußballs ist weiblich: Beiträge zum Frauen- und Mädchenfußball*. Aachen: Meyer & Meyer.
- GRIFFIN, PAT (1992) „Changing the Game: Homophobia, Sexism, and Lesbians in Sport.“ *Quest* 44.2: 251-265.
- KREISKY, EVA/ GEORG SPITALER (2006) Hg. *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/M.: Campus.
- KREISKY, EVA (2006) „Fußball als männliche Weltsicht – Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung.“ *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 21-40.
- KUGELMANN, CLAUDIA (2007) „Fußball – eine Chance für Mädchen und Frauen.“ *Die Zukunft des Fußballs ist weiblich: Beiträge zum Frauen- und Mädchenfußball*. Hg. Gregor Gdawietz/ Ulrike Kraus. Aachen: Meyer & Meyer, 33-51.
- LENSKYJ, HELEN (2003) *Out on the Field: Gender, Sport and Sexualities*. Toronto: Women's Press.
- MANDELBAUM, MICHAEL (2004) *The Meaning of Sports. Why Americans Watch Baseball, Football, and Basketball and What They See When They Do*. New York: Public Affairs.
- MARKOVITS, ANDREI S. (2006) „Fußball in den USA als prominenter Ort der Feminisierung: Ein weiterer Aspekt des ‚amerikanischen Sonderwegs‘.“ *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 255-276.
- MARKOVITS, ANDREI S./ STEVEN L. HELLERMAN (1997) „USA.“ *Fußball, soccer, calcio: Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*. Hg. Christiane Eisenberg. München: dtv, 185-212.
- MARSCHIK, MATTHIAS (2006). „It's a Male Ball' – Über Fußball und Maskulinität, Cultural Studies und Kulturwissenschaften.“ *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und*

- Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 53-65.
- MESSNER, MICHAEL A./ DONALD F. SABO (1994) *Sex, Violence and Power in Sports*. Freedom, CA: The Crossing Press.
- PINTER, MARKUS/ GEORG SPITALER (2006) „Politik und Antipolitik – Anmerkungen zum Verhältnis von politischem Feld, Männlichkeit und Fußball.“ *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 157-172.
- RUSSELL, KATE (2007) „Queers, even in netball? Interpretations of the lesbian label among sportswomen.“ *Sport and Gender Identities: Masculinities, Femininities and Sexualities*. Hg. Cara Carmichael Aitchison. London/ New York: Routledge, 106-121.
- SELMER, NICOLE (2004). *Watching the Boys Play: Frauen als Fußballfans*. Kassel: Agon Sportverlag.
- SELMER, NICOLE/ ALMUT SÜLZLE (2006) „TivoliTussen‘ und Trikotträgerinnen – Weibliche Fankulturen im Männerfußball.“ *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 123-139.
- SÜLZLE, ALMUT (2007) „Titten unterwegs: Weibliche Fankulturen im Männerfußball.“ *Fußball und Gender: Auf dem Spielfeld der Geschlechter*. Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien, *Bulletin* 33: 54-64.
- VERI, M.J. (1999) „Homophobic Discourse surrounding the Female Athlete.“ *Quest* 51.4: 355-368.
- WILCOX, RALPH C./ DAVID L. ANDREWS/ ROBERT PITTER/ RICHARD L. IRWIN (2003) Hg. *Sporting Dystopias. The Making and Meanings of Urban Sport Cultures*. Albany/ New York: SUNY Press.
- WILLIAMS, JEAN (2007) *A Beautiful Game: International Perspectives on Women's Football*. Oxford: Berg.
- ZIRIN, DAVE (2005) *What's My Name, Fool? Sports and Resistance in the United States*. Chicago: Haymarket Books.
- ZIRIN, DAVE (2007) *Welcome to the Terror-dome: The Pain, Politics, and Promise of Sports*. Chicago: Haymarket Books.

